

Auf den Spuren des Goffmenschens¹

Vorüberlegungen zur Rekonstruktion der Beschreibung interaktiver Strategien im Werk von Erving Goffman

Erving Goffmans wissenschaftliches Hauptinteresse gilt den alltäglichen Interaktionen und den in ihnen zur Geltung kommenden Regeln des Umgangs von Menschen miteinander, kurz: sein Hauptinteresse gilt der Interaktions-Ordnung. Um in alltäglichen Situationen angemessen interagieren zu können, müssen, so Goffman, die Teilnehmer bestimmte Spielregeln beachten; insbesondere die: Man darf seinen Interaktanten weder zu vage, noch zu eindeutige Informationen über die eigenen Absichten zukommen lassen. Jeder Teilnehmer an einer Interaktionssituation muß seine 'wahren' Absichten wenigstens teilweise verbergen und sich gemeinsam mit den anderen auf jeweils 'vorläufig' approbierende Situationsdefinitionen einlassen. Deshalb spricht Goffman gerne von Darstellern und Zuschauern, von gelungenen und mißlungenen Darbietungen, von Bühnenbildern, Hinterbühnen und dramaturgischen Techniken, wenn er menschliches Verhalten analysiert.

Goffman interessierte sich dafür, "wie Menschen in sozialen Situationen sich darstellen, sich wahrnehmen und ihre Handlungen koordinieren." Er gilt als Autorität für impression management. Doch Goffman ging es um mehr als 'nur' um Darstellung. Das ständig wiederkehrende Thema in fast allen seinen Schriften waren die Probleme, die wir in Interaktionen zu bewältigen haben.

D.h., Goffman interessiert sich dafür, wie sich Menschen in sozialen Situationen darstellen, wie sie ihre Darstellungen wechselseitig wahrnehmen und wie sie sie

¹ Näheres zu diesem in: Hitzler, Ronald: Der Goffmensch. Überlegungen zu einer dramaturgischen Anthropologie. In: Soziale Welt, 43. Jg, H. 4/1992, S. 449-461. - Vgl. außerdem: Hitzler, Ronald: Goffmans Perspektive. Notizen zum dramaturgischen Ansatz. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), 20. Jg., H. 4/1991, S. 276-281

aufeinander abstimmen, nochmals also: welche Interaktionsordnungen sich im gesellschaftlichen Leben erkennen lassen. Dabei nimmt Goffman den Standpunkt des gewitzten Außenseiters ein und betrachtet die Dinge anders als üblich. Kenneth Burke hat diese Strategie "Perspektivenverschiebung" genannt. Und Goffman hat diese Strategie zur zentralen Methode seiner Beschreibungen erhoben. Er hat dabei und damit sozusagen 'hinter die Kulissen der Normalität' geblickt. Dieser Blick hinter die Dinge hat die soziologische Theorie unzweifelhaft beeinflusst; insbesondere die der Interaktion bzw. des sozialen Handelns, die er im Modell des 'dramaturgischen Handelns' verbunden hat.

Goffman betrachtet soziales Handeln als Schauspiel, in dem es vor allem um die Kalkulation des Eindrucks geht, den der eigene Ausdruck bei anderen hervorruft bzw. hervorrufen kann. D.h., bei Goffman geht es v.a. darum, wie die Akteure mit sozialen Zumutungen und vorgegebenen Handlungsversatzstücken umgehen, um aus der jeweiligen Situation das für sie Beste herauszuholen. D.h.: Es ist eine Welt von Schauspielern und Strategen, die Goffman vor uns ausbreitet. Es geht ihm um die Tricks im Handwerk des täglichen Lebens. Er interessiert sich dafür, wie wir interagieren - und das beschreibt er ausgesprochen kühl und distanziert.

Dabei hat Goffman m.E. die umfassendsten und vor allem die faszinierendsten soziologischen Studien interaktiver Verhaltensweisen in Alltagssituationen schlechthin veröffentlicht. Individuen, so könnte man seinen Ansatz skizzieren, werden unter der Perspektive betrachtet, daß sie mit kollektiv organisiertem Informations-Austausch befaßt und beschäftigt sind. Goffman interessiert sich also dafür, wie sich Menschen in sozialen Situationen darstellen, wie sie ihre Darstellungen wechselseitig wahrnehmen und wie sie sie aufeinander abstimmen. (Dieses Interesse, so wird berichtet, hat Goffman selber einmal so begründet: "I only put in all this self stuff because people like to read about it." (Lofland 1984, S. 8).) Menschliche Interaktion, so seine Grundannahme, hat

sehr viel mit 'Dramaturgie' zu tun, mit der Vermittlung des 'richtigen' Eindrucks mehr als mit der Vermittlung von 'Wahrheit'. Wenn wir kommunizieren, auch wenn wir ganz 'intim' kommunizieren, spielen wir vor allem 'Rollen' vor einem Publikum. Wir spielen Publikum und Rollenspieler, und wir spielen Publikum und Rollenspieler wiederum vor Publikum usw..

Goffmans Beschäftigung mit dem Phänomen der Selbstdarstellung resultiert also keineswegs daraus, daß ihm womöglich das Selbst ein besonders Anliegen oder Thema wäre. Sein Interesse gilt vielmehr eindeutig und nahezu uneingeschränkt dem Phänomen der Darstellung als einem Komplex interaktiver Strategien. Tatsächlich richtet sich sein Augenmerk nicht hauptsächlich auf die Selbstdarstellung, sondern auf die Frage, wie Situationen hergestellt, aufrechterhalten, verändert oder zerstört werden.

Situationen sind für Goffman soziale Ereignisse, bzw. genauer ausgedrückt: Was ihn interessiert, das sind Interaktionssituationen, Situationen also, in denen Akteure (direkt oder indirekt, vermittelt oder face-to-face) anderen Akteuren erscheinen, in denen Akteure vor anderen Akteuren, bzw. noch genauer: in denen Akteure (zwangsläufig) wechselseitig voreinander 'auftreten' (ev. auch im Sinne des 'impliziten' bzw. antizipierten Lesers oder Zuschauers). Indem Akteure anderen Akteuren erscheinen, bringen sie diese in eine Situation, deren Definition, so Goffman, wesentlich dadurch bestimmt wird, welches Selbstbild des in Erscheinung tretenden Akteurs dabei präsentiert bzw. akzeptiert wird. Deshalb, und nur deshalb, weil die Darstellung unserer 'Selbste' essentielle Bestandteile von Interaktionssituationen sind, und nur insoweit, als es dabei um Probleme der Darstellung bzw. der Akzeptanz von Darstellungen geht, ist die Frage nach dem Selbst für Goffman von Interesse. (Zur Korrespondenz mit Sozialpsychologie: Dort geht es letztlich natürlich um die Frage, was wird da wie dargestellt; während wir mit Goffman soziologisch fragen, wie wird da was dargestellt.)

Nochmals zur Verdeutlichung: Wir haben es hier mit einem überaus praktischen Problem zu tun: Um zu wissen, was zu tun oder zu lassen ist, muß man hinlänglich darüber Bescheid wissen, was los ist. D.h., man muß wissen, wie die Situation aussieht, in der man sich befindet. Und das wiederum hängt wesentlich damit zusammen, mit wem man es zu tun hat. Mithin ist außerordentlich wichtig, welchen Eindruck man vom anderen hat, bzw. welchen Eindruck man dem anderen macht. Davon hängt nämlich nicht nur ab, wie man miteinander umgeht, sondern auch, was man überhaupt tut oder läßt.

Normalerweise treten Menschen nun aber nicht im 'luftleeren Raum' auf, normalerweise definieren sie Situationen füreinander (und für sich selber) keineswegs voraussetzungslos, sondern innerhalb von größeren, länger dauernden Handlungskontexten, die für mehr oder weniger alle Akteure mehr oder weniger 'gültig' (d.h, subjektiv mehr oder weniger verbindlich) definiert sind. Kurz: Zumeist tritt man auf bzw. erlebt man Auftritte von anderen in bzw. im Rahmen von institutionalisierten sozialen Zusammenhängen. Damit ist aber auch der Eindruck, den man auf andere macht, bzw. den man von anderen hat, nicht völlig willkürlich, sondern wird - mehr oder weniger nachdrücklich geprägt von den sozial gültigen Rahmenbedingungen, innerhalb derer er entsteht. D.h., man weiß in der Regel mehr oder weniger genau und mehr oder weniger selbstverständlich bzw. aufgrund von selber wiederum sozial 'gültigen' Indizien (=Merkmale und Eigenschaften), welches Tun oder Lassen man innerhalb welcher institutionalisierter Rahmen unter welchen situativen Bedingungen von anderen typischerweise erwarten darf oder befürchten muß, bzw. was andere typischerweise von einem erwarten dürfen oder befürchten müssen. Wichtig ist aber, daß diese Erwartungen sich auf typisches Verhalten beziehen, und das heißt, a) diese Erwartungen können in der konkreten Situation völlig 'enttäuscht' werden, und b) auch wenn diese typischen Erwartungen erfüllt werden, ist der situativ konkrete Eindruck damit keineswegs vorbestimmt.

Gleichwohl: Üblicherweise, so Goffman, richten wir uns bei unseren Auftritten bzw. bei unserem Umgang mit den Auftritten anderer nach - uns zum Teil ganz selbstverständlich gewordenen, uns zum anderen Teil als 'problematisch' (und mithin aufmerksam und sorgfältig zu beachtenden) 'Regeln', ja 'Regelwerken' des sozialen Agierens und Interagierens. An solchen 'Regelhaftigkeiten' orientieren sich typischerweise alle einigermaßen kompetenten Akteure in einer Interaktionssituation - gleich, ob sie sie nun befolgen, umgehen oder brechen.

Nun tritt in den meisten Situationen nicht jeder Akteur in gleicher Weise jedem anderen gegenüber auf. Vielmehr ist der Umgang miteinander, und damit auch die Selbstdarstellung voreinander, sehr differenziert organisiert: (Fast) jeder Akteur vermittelt typischerweise manchem anderen Akteur gegenüber einen Eindruck seiner selbst, den er anderen vorenthält; den Eindruck, von sich, den er diesen vermittelt, vermeidet er aber wieder anderen gegenüber, usw. Strukturell gesprochen: Unsere Selbstdarstellung ist (sehr komplex) differenziert auf einer Palette, die man ungefähr zwischen 'hochgradig intim' und 'hochgradig anonym' ansetzen könnte. Pragmatisch ausgedrückt: Wir stecken, hinsichtlich verschiedener, uns betreffender Problemstellungen mit verschiedenen Leuten 'unter einer Decke' und 'halten (mehr oder weniger) dicht' gegenüber anderen.

Goffman behandelt das Zusammenspiel zwischen den Interaktionspartnern also unter dem Aspekt, wie sie auf der Bühne des Lebens voneinander und für einander die Rahmen definieren, die gelten sollen. Diese Strategien dienen dazu, daß jeder seine Identität ins Spiel bringen und verhindern kann, daß sie 'falsch' (d.h.: nicht in seinem Sinne) definiert wird.

Goffman versteht diese vielschichtige Art, das menschliche Miteinander zu beschreiben, übrigens keineswegs als einzigem Zugriff auf das soziale Leben. Er benennt vielmehr neben dieser von ihm als 'dramaturgisch' bezeichneten

Perspektive vier weitere gebräuchliche soziologische Sichtweisen: die 'technische', die 'politische', die 'strukturelle' und die 'kulturelle' (1969, S. 218ff). Einen sozialen Sachverhalt 'technisch' betrachten, heißt demnach, vor allem die ihm inhärenten Mittel-Zweck-Relationen bzw. ihn selber in einer Mittel-Zweck-Relation zu untersuchen. Einen sozialen Sachverhalt 'politisch' zu sehen, heißt, vor allem auf Machtstrukturen zu achten. Einen sozialen Sachverhalte 'strukturell' zu analysieren, heißt, vor allem Ungleichheiten und das Management von Ungleichheiten sichtbar zu machen. Einen sozialen Sachverhalt 'kulturell' zu deuten, heißt, vor allem Wertorientierungen aufzuzeigen.

Welche Perspektive man wählt, hängt also vom Erkenntnisinteresse ab, das man hat. Und das 'dramaturgische' besteht eben darin, die Prinzipien und Techniken der sozialen Herstellung von personalen und situativen Eindrücken zu erhellen. Goffman sieht auch einige Korrelationen und Überschneidungen zwischen diesen verschiedenen Perspektiven. So läßt sich das technische Interesse auch 'dramaturgisch' dahingehend modifizieren, daß man z.B. fragt, wie es gelingt, den Eindruck von Zweck-Mittel-Rationalität zu erzeugen; das politische Interesse dahingehend, daß man z.B. fragt, wie Macht demonstriert oder kaschiert wird; das strukturelle Interesse dahingehend, daß man z.B. fragt, wie die von Bourdieu so genannten 'feinen (oder auch weniger feinen) Unterschiede' inszeniert werden; und das kulturelle Interesse schließlich dahingehend, daß man z.B. fragt, wie man glaubhaft macht, daß man bestimmte Wertmaßstäbe anerkennt (u.U. 'Scheinheiligkeit').

Gleichwohl: Mir ist sehr wichtig, festzuhalten, daß Goffmans Ansatz nicht etwa darauf abzielt, das soziale Leben als ein Insgesamt gegenseitiger Betrügereien zu dechiffrieren, sondern darauf, die sozialen Maßnahmen zu verstehen, die den einzelnen für die anderen erst überhaupt erfahrbar, faßbar, erträglich machen: Der Akteur inszeniert Wirklichkeit, indem er vorgibt, so oder so, Dies

oder Jenes zu sein, und er zielt damit darauf ab, von anderen auch so wahrgenommen zu werden. Die anderen spielen ein ähnliches Spiel und unterstützen wechselseitig ihre Inszenierungsleistungen. Ganz vereinfacht können wir demnach also sagen, daß Menschen in Interaktionssituationen stets ein 'Bild' von sich vermitteln. Goffman hat damit eine sozialwissenschaftliche Tradition aufgenommen und zur vorläufigen Perfektion geführt, die das Verhalten von Individuen in sozialer Interaktion mehr oder weniger mit dem Rollenspiel von Schauspielern vergleicht: Jeder von uns stellt offenkundig etwas dar und versucht, einen Eindruck von seinem Charakter, seinem Sozialstatus und seinen Absichten zu vermitteln, also sich über irgendwelche Medien auszudrücken und verständlich zu machen.

Das dramatologische Interesse richtet sich somit zuvörderst auf die Vorstellungen von Handlungssubjekten - und zwar im doppelten Wortsinne: auf die Vorstellungen, die sich Akteure von sich, von den anderen und von der Welt machen einerseits, und um die Vorstellungen, die sie sich wechselseitig geben andererseits. Akteure haben es vor allem zu tun mit Kontingenzproblemen, d. h., vereinfacht gesprochen, mit der Notwendigkeit, zu klären, was denn überhaupt los sei in einer Situation, und mit Interdependenzproblemen, das heißt mit der Notwendigkeit, zu klären, in welchen Beziehungen man zu situativ relevanten anderen Akteuren steht (vgl. Schimank 1991).

Die Interdependenzfrage läßt sich hinlänglich verlässlich in der Regel nur klären, wenn die Kontingenzfrage beantwortet ist, d.h., wenn man bereits eine Vorstellung davon hat, was denn 'wirklich' der Fall sei. Das aber heißt eben, daß der Akteur sozusagen grundsätzlich mit Fragen konfrontiert ist wie "Was kommt denn nun wieder auf mich zu?" "Was ist hier eigentlich wieder los?" "Was mach ich da jetzt wieder draus?". Anders ausgedrückt: Der Akteur weist Phänomenen aufgrund ihrer jeweiligen Relevanzssysteme bestimmte Bedeutungen zu, verleiht seinen Wahrnehmungen somit Sinn und 'organisiert' aufgrund dieser

Sinnzuweisung sein Handeln in einer bestimmten Art und Weise. Kurz: Er 'rahmt' Situationen (vgl. Esser 1990, vgl. aber auch schon Goffman 1977).

Dabei sieht sich der Akteur ständig mit situativen Zumutungen konfrontiert. Er kann diesen gegenüber nun zwar auch fast immer auf (mehr oder weniger) bewährte Lösungsmuster (1. Ordnung) zurückgreifen. Allerdings stehen für den Umgang mit bzw. für die Applikation von diesen Lösungsmustern (sozusagen 1. Ordnung) selber in der Regel nur noch bedingt - und vor allem nicht mehr in ähnlichem Maße 'gültige' - Lösungsmuster (2. Ordnung) bereit. Und bereits zum Umgang mit bzw. zur Applikation von diesen Lösungsmustern (2. Ordnung) gibt es praktisch kaum noch 'selbstverständliche' Lösungsmuster (3. Ordnung).² Daraus aber folgt, daß das tatsächliche Handeln des Interaktions-Teilnehmers auf keinen Fall durch irgendwelche sozial gültigen Ordnungen prä-determiniert ist, und daß auch gelungene Sozialisation ihn nicht situativer Entscheidungen über seine 'Antwort' auf etwelche 'Zumutungen' enthebt (vgl. hierzu auch Esser 1989). Der wohlsozialisierte Interaktionsteilnehmer unterscheidet sich vom weniger wohlsozialisierten vor allem dadurch, daß er über die divergente soziale Akzeptanz unterschiedlicher Definitionsinteressen in Bezug auf unterschiedliche Situationen mehr oder minder selbstverständlich 'Bescheid weiß' (vgl. dazu auch Hitzler 1992b).

Besagen soll dieses Beharren auf dem Handlungscharakter des Definierens, daß wir es hier jedenfalls mit keiner Stimulus-Response-Beziehung, mit keinem Auslösungs-Mechanismus oder Reaktions-Automatismus zu tun haben, sondern mit einem interpretativen Verhältnis zwischen dem (definierenden)

² Das bedeutet natürlich nicht, daß kulturell keine 'theoretischen Erklärungen' mehr dazu vorhanden wären. Solche gehören aber typischerweise eher jenen virtuosen Wissenskonstruktionen an, die Berger/Luckmann (1969) "symbolische Sinnwelten" genannte haben, als daß sie noch irgendeine alltagspraktische - auch für den Alltag von Sinndeutungs-Experten praktische - Bedeutung hätten.

Akteur und seinem (situativen) Erleben, auch wenn dieses Erleben von ihm selber noch so konventionell typisiert wird. Auch wenn er noch so unbeirrt sozial eingefahrenen und traditionell vorgegebenen Bahnen folgt, er kann - im Prinzip - jederzeit innehalten, heraustreten, neue Wege suchen. Er kann wählen; existentialistisch gesprochen: er muß wählen, er muß handeln (und sei es durch unterlassen).³ Natürlich gibt das, was der Interaktionsteilnehmer als 'Ordnung' akzeptiert, ihm unbestreitbar Handlungssicherheiten, auf denen er entscheidungsentlastende Routinen aufzubauen vermag. In dem Maße aber, in dem ihm 'Ordnungen' selber thematisch werden - und er steht sozusagen prinzipiell in der Notwendigkeit, sie zu thematisieren - , in dem Maße erkennt er sie als stabilisiert lediglich qua Zustimmung und Einverständnis und damit als fragwürdig, problematisch, zweifelhaft; in dem Maße erkennt er sie also auch als für ihn 'verfügbar'.

Die einfachste, die zweifellos alltäglichste Erscheinungsform des situativen Definitionsinteresses eines Akteurs ist dabei, wie erwähnt, die, sich selber anderen gegenüber so darzustellen, daß die anderen den seinerseits erwünschten Eindruck von ihm bekommen. Eine etwas komplexere Variante besteht darin, diese Selbstdarstellung gegenüber anderen mit - wie auch immer gearteter, freiwillig oder unfreiwillig geleisteter, aber jedenfalls vom Akteur intendierter - Hilfe Dritter zu absolvieren. An diesen beiden simplen, von uns allen ständig mehr oder weniger routiniert absolvierten Handlungsaufgaben - Selbstdarstellung und assistierte Selbstdarstellung (vgl. dazu nochmals Goffman 1969) - erkennen wir unschwer, welche existenzielle Bedeutung interaktive Strategien in unser aller Leben, in unser aller Zusammenleben mit

³ Darauf, daß eine Dramatologie, die sich nicht in heillose Widersprüche verwickeln will, diese basale Handlungsfähigkeit voraussetzen muß, hat mit großer Eindringlichkeit insbesondere H.G. Zilian (1990) hingewiesen. Und diesen Aspekt hat z.B. auch Hans-Georg Soeffner (1988) unter dem Stichwort 'private Aneignung' wieder in Erinnerung gerufen: Er beleuchtet, um das einmal in Sartrescher Diktion zu formulieren, was der einzelne Interaktionsteilnehmer aus dem macht, was sozial mit ihm gemacht wird.

anderen haben: Wir möchten typischerweise in einem von uns gewünschten Licht erscheinen. Das ist unser situatives Definitionsinteresse. In Bezug auf dieses Definitionsinteresse tun wir manches und lassen wir anderes.

Der hier im Rekurs auf Goffman skizzierte dramatologische Ansatz dient also nicht der Kritik von Definitionsmacht, sondern deren struktureller Ent-Dekung und analytischer Demaskierung. Dieser dramatologische Ansatz ist mithin, genau betrachtet, mindestens ebenso sehr situationszentriert, wie er subjektzentriert ist. D.h. es geht dabei keineswegs um das 'Eigentliche' des Individuums, sondern um den in Situationen handelnden Akteur, um dessen situative Orientierungen, Abstimmungen, Aushandlungen, Darstellungen, usw. Metaphorisch gesprochen: Jede Situation wird begriffen als eine Art Bühne, und der Dramatologe schaut sich an, welche Charaktere unter welchen Bedingungen vor und hinter welchen Kulissen wie miteinander interagieren. An den auftretenden Akteuren interessiert vor allem, wie sie ihre 'Rollen' meistern, nach welchen Drehbüchern sie spielen und welches Publikum sie ansprechen.

Nochmals: Inszenierung ist aus dieser Sicht keine besondere Sache, Alltagsdramaturgie keine außergewöhnliche Art von Verhalten, Schauspielen keine spezifische Form menschlichen Zusammenlebens, sondern eine Grundgegebenheit der 'conditio humana' zum einen, und eine recht banale, alltägliche Angelegenheit zum anderen (vgl. z.B. auch Plessner 1985). Dem widerspricht nicht, daß man wohl kaum analytisch am Unterschied zwischen Ernst und gespielter Ernst, zwischen Realität und gespielter Realität zweifeln wird.⁴ Aber selbst wenn wir einmal ganz davon absehen wollten, daß wir faktisch eben

⁴ Also z.B. daran, daß es einen Unterschied gibt zwischen dem Tod eines Menschen und der Darstellung des Todes eines Menschen durch einen Schauspieler auf einer Theaterbühne, zwischen einem Streit und einer durch eine Spielanleitung festgelegten Streit-Szene, zwischen Moral und geheuchelter Moral (vgl. dazu nochmals Zilian 1988, auch Manning 1991).

beides, das nach-spielende, das imitierende Handeln und das 'originäre' Handeln inszenieren: ihrer sozialen Bedeutung bzw. ihrem 'Sinn für den anderen' nach sind dergleichen Unterschiede vor allem dann relevant, wenn man von ihnen weiß.⁵

Wenn dem aber so ist, wenn es weniger die Fakten sind (von denen ohnehin niemand sagen könnte, wie sie 'eigentlich' aussehen⁶) als die Konventionen, wenn es weniger von der (wie auch immer bestimmbaren) Wahrheit abhängt als von mehr oder weniger zufälligen Informationen, ob ich ein Geschehen als real oder als nicht-real, als Ernst oder als Spiel erlebe, wenn außerdem Spieler sich so in ihre Rollen hineinsteigern können, daß sie ihnen selber zu ihrem wirklichen Leben werden, und wenn andererseits ganz normale Menschen ihre 'Performance' ganz gewohnheitsmäßig Verhaltenserfordernissen verschiedener Situationen dramaturgisch anpassen und damit ihr Ansehen, ihr Selbstverständnis, ihr Leben auch 'aufs Spiel setzen', dann läßt sich in der Tat daraus folgern, daß es im normalen Zusammenleben (zumindest) zwischen Menschen für das Handeln der Menschen viel wichtiger ist, welchen Eindruck sie von einer Situation haben, als daß sie in den Stand der 'Wahrheit' kommen darüber, ob nun dieser Eindruck 'tatsächlich' richtig ist, oder ob er 'nur' richtig scheint. Wenn hingegen der Schein und damit auch der Glaube an die Interaktionsordnung

⁵ Wenn ich nicht per Sozialisation gelernt habe, daß der Tod auf der Bühne in aller Regel lediglich die Imitation eines Todes ist, dann erlebe ich, wenn der Tod gut gespielt ist, eben keinen gespielten Tod, sondern einen Tod. Wenn ich einem Heuchler nicht auf die Schliche komme, dann erlebe ich - bis auf weiteres - einfach einen Moralisten.

⁶ 'Brute Facts' finden sich anscheinend, wie die ethnomethodologisch-konstruktivistische Wissenschaftsethnographie (z.B. Knorr Cetina 1984) immer unabweisbarer aufzeigt, ja nicht einmal im Bereich der 'harten' Naturwissenschaften (vgl. dazu Hitzler/Honer 1989). In hermeneutisch aufzuklärenden Kontexten, also im menschlichen - und ev. eben auch schon im vormenschlichen - (Zusammen-)Leben, sind 'nackte Tatsachen' ohnehin und per se mehr als zweifelhafte Angelegenheiten; und ob es sie, wie etwa Hans-Georg Soeffner (1989) noch hoffte, (ausgerechnet) beim Striptease gibt, ist, nicht nur, wenn man Roland Barthes (1964) liest, zumindest sehr die Frage.

auf- oder zusammenbricht, dann wird der Einzelne für sich selber und für andere unweigerlich zum Problem, dessen Bewältigung spätestens dann wiederum eben einen ganz explizit strategischen Umgang mit (den) Regeln des Zusammenlebens erforderlich macht.